

Bericht aus dem Sprengel Mecklenburg und Pommern vor der Landessynode  
23.2.2024: „Verletzliche Kirche“

Hohes Präsidium, liebe Synodale,

die Gedanken im grundsätzlichen ersten Teil meines Berichts schließen an die Überlegungen an, die ich in den vergangenen beiden Jahren an dieser Stelle vorgetragen habe, 2022 zur Kirche in Demut und 2023 zu einer Kirche des hörenden Herzens. Die Überschrift meines diesjährigen Berichts lautet: „Verletzliche Kirche“.

*Theologische Überlegungen*

Nun ist Verletzlichkeit ganz sicher keine der Eigenschaften, die die klassische Ekklesiologie, also die Lehre von der Kirche, der Kirche zuschreibt. Aber von der Sache her ist Verletzlichkeit ein zentraler Gedanke, den die Bibel im Blick auf den Menschen und all seine Bemühungen immer wieder äußert. Und im Leiden und Sterben Christi offenbart Gott sich selbst in seinem Sohn als derjenige, der sich gerade in der Verletzlichkeit des Kreuzes als der wahrhaft liebende Gott erweist.

Im Hebräerbrief im 13. Kapitel, Vers 3, lesen wir, in der Übersetzung der Zürcher Bibel: „Denkt an die Gefangenen, weil auch ihr Gefangene seid; denkt an die Misshandelten, weil auch ihr Verletzliche seid.“ Ungewöhnlich an diesem Vers ist nicht, dass am Ende eines neutestamentlichen Briefes mahnende Worte zu hören sind. Ungewöhnlich ist die Begründung für die Mahnung. Die Adressatinnen und Adressaten des Briefes mögen deswegen an die Gefangenen und Misshandelten denken, für sie beten und agieren, weil sie genau wissen, wie es diesen ergeht: Sind sie doch selbst gefangene, verletzte Menschen.

Das christliche Handeln für bedürftige Mitmenschen entspringt hier einem Blick auf sich selbst: Weil ich mich selbst als ebenfalls bedürftig erkenne, kann ich mich in mein Gegenüber hineinversetzen, erkenne mich in ihm wieder und bin deshalb für es da. Gemeinschaft, eben gerade die Gemeinschaft der Heiligen, entsteht demnach dort, wo Menschen sich selbst und einander als verletzte, ergänzungsbedürftige, zerbrechliche Wesen wahrnehmen und dadurch solidarisch miteinander werden. Misshandelte stehen in einer solchen Gemeinschaft der Heiligen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit.

Für den Apostel Paulus hat die eigene Verletzlichkeit einen tiefen theologischen Grund. Er schreibt im zweiten Korintherbrief: „Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen, auf dass die überschwängliche Kraft von Gott sei und nicht von uns.“ (2. Kor 4,7) In den langen Leidenskatalogen des äußerst persönlichen zweiten Korintherbriefes erweckt Paulus geradezu den Eindruck, dass seine körperliche Schwäche und Anfälligkeit Voraussetzungen für seine Verkündigung sind. Das irdene Gefäß seines kranken Leibes bringt den Schatz des

Evangeliums nur umso strahlender zum Leuchten. Seine körperliche Versehrtheit bezeugt so, dass all die Kraft seiner Predigt niemals eigenem Verdienst entspringt, sondern allein göttlicher Kraft.

Damit markiert die Verletzlichkeit nicht etwa einen zu überwindenden Schwachpunkt der Kirche, sondern beschreibt ihr innerstes Wesen.

Eine verletzte Kirche ist sich wach bewusst, dass sie auch eine versehrte Kirche ist. Sie kennt die Wunden der Vergangenheit und der Gegenwart, die sie an sich trägt. Sie weiß, dass ihre Wurzeln im Wirken des Heiligen Geistes liegen, ihr Handeln in Geschichte und Gegenwart jedoch nur allzu oft tief menschliches Werk war und ist- nicht selten begrenzt, kurzsichtig, überfordert, angefochten. Doch gerade diese Einsicht, das Eingeständnis der eigenen Grenzen und Fehler, eröffnet den Blick in den Kern des christlichen Glaubens, das Kreuz Christi, und ist Voraussetzung für Schritte der Veränderung. Ja, nur in ihrer Verletzlichkeit ist die Kirche durchlässig und empfänglich für das Wirken Gottes.

#### *Einen Monat nach Veröffentlichung der ForuM-Studie*

Einen Monat nach Veröffentlichung der ForuM- Studie können wir diese Erwägungen noch weiter zuspitzen: Spätestens jetzt wissen wir, dass wir auch eine verletzende Kirche sind. Hunderte, ja Tausende Minderjährige und Erwachsene sind betroffen von sexualisierter Gewalt, die sie innerhalb unserer Kirche erfahren haben, in den meisten Fällen mit traumatisierenden Folgen für ihr gesamtes Leben. Selbstverständlich sind es Einzelne, die als Beschuldigte diese katastrophalen Taten zu verantworten haben. Zugleich hat aber unsere Kirche auch als ganze versagt und dafür tragen wir alle die Verantwortung.

Denn über Jahrzehnte haben wir als Kirche missachtet, welche Bedingungen Taten sexualisierter Gewalt begünstigen. Wir haben Betroffenen keinen Glauben geschenkt, sie diffamiert und zum Schweigen gebracht. Stattdessen haben wir Beschuldigte geschützt und ihre Taten vertuscht. Betroffene sind es bis heute, die die Aufarbeitung des Unfassbaren einfordern müssen.

Es ist gut, dass wir all dies jetzt Schwarz auf Weiß haben. Und es ist die schwerste Erschütterung unserer Kirche in der Nachkriegsgeschichte. Gestern haben wir uns schon ausführlich mit diesem Thema befasst. Wir haben in den letzten Wochen und auch gestern viel über Zahlen geredet und über die Herausgabe von Akten. Doch das sind eher Nebenschauplätze, so ärgerlich der Vorwurf des Teilprojekts E auch sein mag, wir hätten als Kirchen zu zögerlich und unvollständig zugearbeitet.

Viel schwerer wiegen aus meiner Sicht die Einsichten, die die qualitativen Teilprojekte für uns bereithalten, gehen sie doch ins Mark unseres Kircheseins, unserer Theologie, unseres Glaubens. Sieben Punkte möchte ich exemplarisch in aller Kürze benennen, die uns weiter beschäftigen müssen, auch als Zusammenfassung unserer Debatte gestern:

1. Als Kirche der Rechtfertigungsbotschaft geben wir vor, Fachleute für Schuld und Vergebung zu sein. Mit den Taten sexualisierter Gewalt und ihren Folgen sind Einzelne in der Kirche und wir als Institution massiv schuldig geworden. Entscheidend ist, dafür die Verantwortung zu übernehmen und gerade zu stehen; dagegen ist es fatal, auf Betroffene Druck auszuüben, ihrerseits ihren Peinigern zu vergeben, wie oft geschehen. Damit, so kann die Studie zeigen, werden Betroffene weiter ausgegrenzt und gedemütigt. Wie weit unser Lernweg an dieser Stelle ist, zeigen Pressemitteilungen unmittelbar nach der Veröffentlichung der ForuM- Studie, in denen Kirchenleitende sich bei Betroffenen von sexualisierter Gewalt entschuldigen. Doch das ist, so gut es gemeint sein mag, nach meiner Überzeugung nicht möglich. Wir können uns nicht selbst entschuldigen. Wir können lediglich Verantwortung übernehmen, wie es die Erklärung der EKD und der 20 Landeskirchen in ausreichender Klarheit tut. Wir müssen als Kirche lernen, mit unserer Schuld zu leben.
2. Der Wunsch, Betroffene mögen doch vergeben, hängt eng mit einem weiteren Punkt zusammen, der nach der Studie Einfallstor für Gewalttaten sein kann: unser Harmoniebedürfnis, das sich in einer Ekklesiologie niederschlägt, die die Kirche als eine ideale Gemeinschaft konstruiert, in der es Machtmissbrauch, Gewalt oder Missgunst schlicht nicht gibt. Gerade das Selbstbild als die vorbildliche, von Nächstenliebe durchdrungene Gemeinschaft verdeckt die Gefahren missbräuchlichen Verhaltens.
3. Zu den Grundpfeilern evangelischen Selbstverständnisses gehören darüber hinaus das Priestertum aller Glaubenden und die Augenhöhe, in der wir als Gottes Geschöpfe miteinander umgehen. Die Studie kann zeigen, dass es insbesondere Pastoren sind, die ihre geistliche Machtposition ausnutzen, um mit geschickter Rhetorik Menschen abhängig und gefügig zu machen. Das Pfarrhaus als vermeintlicher Nucleus vorbildlich christlichen Lebens wird zur Hülle erschreckender Gewalt. Wir brauchen also nicht nur eine breite Debatte über unser Kirchenbild, sondern dringend eine pastoraltheologische Reflexion, die die Ergebnisse von ForuM berücksichtigt. Diese Debatte muss neben der sexualisierten Gewalt auch geistlichen Missbrauch zum Thema haben.
4. Nicht weniger den Kern unseres Handelns trifft die Beobachtung der Studie, dass Betroffene für sich in der Kirche oftmals Seelsorge ablehnen. Wir als Täter-Organisation können in der Regel nicht diejenigen sein, die mit Einfühlung und Verständnis den Betroffenen entgegenreten. Betroffene erwarten von uns stattdessen klare Verantwortungsübernahme, transparente Ansprechstellen und zuverlässige, nachvollziehbare Anerkennungsleistungen. Auch die Seelsorge als kirchliche Kernkompetenz kommt hier also immer wieder an ihre Grenzen.
5. Für Prävention, Intervention und Aufarbeitung sind unsere föderalen Strukturen hinderlich, die unterschiedliche Standards in den einzelnen Landeskirchen bedingen. Aber auch innerhalb unserer Landeskirche sind Verantwortlichkeiten und Zuständigkeiten für Außenstehende kaum nachvollziehbar. Wir brauchen dringend

EKD- weite Rahmenbedingungen und klare Ansprechpersonen. Die gegenwärtig sich bildenden unabhängigen regionalen Aufarbeitungskommissionen sind an dieser Stelle hoffentlich ein guter Start. Das ändert nichts daran, dass auch unsere zerklüftete landeskirchliche Landschaft Gegenstand weiterer Reformen sein muss.

6. Ferner müssen wir auch in der Kirche einen offenen Blick dafür entwickeln, dass die Beschuldigten sexualisierter Gewalt praktisch ausschließlich Männer sind. Sichtlich braucht es auch eine Diskussion, welche Aspekte christlicher Männlichkeitsvorstellungen derart destruktive Folgen zeitigen können.
7. Schließlich hält die Studie uns immer wieder den Spiegel vor, dass wir zuerst an uns selbst als Institution Kirche oder Diakonie gedacht haben. Wir müssen gemeinsam lernen, dass die Betroffenen an erster Stelle stehen. Nur sie als die Menschen, denen unter uns Schreckliches zugefügt wurde, können der Maßstab für unsere nächsten Schritte sein. Auf EKD- Ebene ist das Beteiligungsforum jetzt endlich das Gremium, wo dies zu gelten hat; die Tagung am vergangenen Wochenende hat ja erste hilfreiche konkrete Schritte abgesteckt.

Diese inhaltlichen Desiderate aus den Ergebnissen von ForuM sind nicht mit einigen wenigen leitenden Handlungsschritten zu bearbeiten. Sie erfordern breite Debatten auf allen kirchlichen Ebenen; dringend braucht es dafür auch in unserer Nordkirche personelle und finanzielle Ressourcen.

Ein letztes Wort zur ForuM- Studie: Liebe Kirsten, auf deinen Schultern ruht eine gehörige Portion der Last, die wir als Kirche infolge der Studie zu tragen haben. Weil wir so viel falsch gemacht haben, können wir momentan kaum etwas Richtiges sagen. Du bist, die du seit Jahren eng an dem Thema und an zahlreichen Betroffenen dran bist, genau die Richtige, um als amtierende Ratsvorsitzende jetzt all dem standzuhalten, was auf dich einprasselt. Ich möchte dir dafür in unser aller Namen Danke sagen und dir ein Höchstmaß an Resilienz in diesen stürmischen Zeiten wünschen. Weiter ist der Stabsstelle Prävention und besonders Rainer Kluck zu danken und dem Kommunikationswerk, die seit Monaten im Ausnahme-Arbeitsmodus sind angesichts der Studie. Wie gut, dass wir Sie haben!

### *Die sechste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung*

Wir sind eine verletzte Kirche, weil wir zugelassen haben, dass schlimmste Taten sexualisierter Gewalt in unserer Mitte geschehen konnten. Diese große Schuld ist eine tiefe Wunde, mit der wir leben müssen. Sie ereilt uns in einer Zeit, die von weiteren beträchtlichen Krisen geprägt ist. Der Rücktritt der Ratsvorsitzenden Annette Kurschus im November letzten Jahres bedeutete schon eine erhebliche Erschütterung, zumal dank der erheblichen kommunikativen Misstöne rund um diesen Rücktritt. Darüber hinaus leben wir in einer Zeit, in der Menschen weiterhin in erschreckender Zahl durch Austritt uns den Rücken kehren. Und wir kennen die Effekte noch nicht, die an dieser Stelle die Veröffentlichung der ForuM-Studie haben könnte.

Nach der sechsten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung verlassen uns Mitglieder weniger aus Ärger über konkretes kirchliches Handeln als vielmehr durch eine Jahre währende Entfremdung von Religiosität überhaupt. 56% der bundesdeutschen Gesamtbevölkerung bezeichnet sich selbst als säkular, also als ohne Glaube und Religion lebend, das ist auch ein nicht unbeträchtlicher Teil unserer Kirchenmitglieder. Manches Narrativ der vergangenen Jahre wird durch die Untersuchung widerlegt: Menschen, die aus der Kirche austreten, praktizieren ihren Glauben demnach nicht etwa in individualisierten Formen oder in esoterischen Kreisen, vielmehr leben sie weitgehend ohne religiöse Praxis.

Folge dieser Erkenntnisse kann aus meiner Sicht eigentlich nur sein, dass wir uns neben all den organisationalen Transformationsprozessen unserer Tage dringend der Frage stellen müssen: Wie können wir als Nordkirche die Vermittlung des christlichen Glaubens wieder stärker in den Mittelpunkt stellen? Wie können wir dafür sorgen, dass Menschen ohne hohe Schwellen in Berührung kommen mit geistlichem Leben, Gebet, biblischer Überlieferung? Die KMU 6 wirft uns massiv zurück auf unser Kerngeschäft, die Kommunikation des Evangeliums.

### *Drei ermutigende Beispiele aus dem Sprengel*

Verletzliche Kirche zu sein heißt nach meiner Überzeugung vor allem, dass wir von unserem hohen Ross des Gefühls der Unangefochtenheit und Sicherheit herabzusteigen haben, das sich auch aus unseren immensen finanziellen Ressourcen und unserer zweitausendjährigen Geschichte speist. Der rasante Wandel, in dem wir uns gegenwärtig befinden, bedeutet eben auch,

- dass wir nicht die souveräne und überlegene Kirche sind, sondern die erschütterbare,
- dass wir nicht die kontrollierende und beherrschende Kirche sind, sondern die risikobereite,
- dass wir nicht die ökonomisierte Kirche sind, sondern die spirituelle,
- dass wir nicht die Kirche sind, die alles festhalten will, sondern die reformwillig loszulassen lernt.

Die verletzte Kirche ist ehrlich in ihrer Rückschau, sie ist fehlerfreundlich und nahe dran an gescheiterten Menschen. In ihrem kirchlichen wie diakonischen Handeln bildet sie eine Gemeinschaft der Zerbrechlichen. Indem sie um die Fragmentarität ihres Glaubens weiß, ist sie durchlässig zu Gott, von dem sie alles erwartet.

Und darum kann die Erkenntnis, verletzte Kirche zu sein, niemals bedeuten, nun die Hände in den Schoß zu legen. Im Gegenteil. Vielleicht ist es ja sogar eine Hilfe, wenn unsere gesellschaftliche Relevanz und unsere finanziellen Mittel sinken. Jedenfalls dann, wenn unser immer wieder vernebelter Blick dann wieder frei wird für das Wesentliche.

Und so möchte ich jetzt noch drei für mich ermutigende Geschichten aus dem Sprengel erzählen.

Viele Menschen haben innerlich und äußerlich mit der Coronazeit abgeschlossen, ja wollen eigentlich nicht mehr an all die Belastungen dieser Jahre denken. Bei meinen Besuchen in Gemeinden erlebe ich jedoch immer wieder, wie tief manche Wunden noch sind, die Diskussionen rund um die Pandemie hinterlassen haben. Als Folge eines Gesprächs mit dem Landeskirchenamt über die umstrittenen coronakritischen Sanitizer Thesen und ihre Unterzeichnerinnen und Unterzeichner entstand das Vorhaben, in einer Veranstaltung noch einmal kirchliche Stimmen aus dem Sprengel mit unterschiedlichen Blickwinkeln zur Sprache kommen zu lassen.

Zu dieser Veranstaltung Ende Januar kamen über 90 Leute, viele der Pastor\*innen und Mitarbeitenden waren da, die sich zu Coronazeiten als den Maßnahmen und dem Impfen gegenüber in verschiedenem Maß distanziert bis offen ablehnend geäußert hatten. Ich eröffnete den Vormittag mit weichen Knien. Ein guter Rahmen mit einer schönen Andacht zu Beginn und professioneller Moderation führte dazu, dass wir einander zuhören konnten, auch wenn dieses Zuhören für manche bis an den Rand der Erträglichkeit ging. Nachdenkliche Stimmen überwogen bei Weitem. Viele äußerten bei und nach dieser Veranstaltung Dankbarkeit, dass wir als Kirche einen Raum geöffnet haben, wo ein echter Austausch auch über tiefe inhaltliche Gräben hinweg möglich wurde. Und gaben ihrem Wunsch Ausdruck, dass es ähnliche Formate zu weiteren gesellschaftlich umstrittenen Themen geben sollte.

### *Film 1*

Ein zweites Beispiel: Wir stellen als Kirche in Ostdeutschland, die seit Jahrzehnten in einer Minderheitensituation lebt, immer wieder fest, dass wir als selbstgenügsame Kirche zum Scheitern verurteilt sind. Der jüngst verstorbene Mecklenburgische Altbischof Heinrich Rathke hatte bereits im ersten Jahr seines Bischofsamtes 1971 vor der Synode des Bundes der Kirchen in der DDR ein wegweisendes Referat gehalten, in dem er in Anschluss an Dietrich Bonhoeffer die „Kirche für andere“ stark gemacht hat. Wir können nur glaubwürdig Kirche sein, so war Rathke überzeugt, wenn unser Glaube spürbar denen zugutekommt, die Unterstützung, Trost und Zuwendung brauchen.

Solches Kirchesein für andere oder mit anderen gelingt nach meiner Beobachtung dort besonders gut, wo wir unsere Kirchenmauern verlassen und möglichst vielfältige Kooperationen mit Initiativen und Einrichtungen im Dorf und im Stadtteil suchen. Einen überraschenden Versuch dazu hat die Kirchengemeinde im brandenburgischen Brüssow gewagt. Mit einem Imbiss- Anhänger fährt sie über die Dörfer, grillt für die Bewohner\*innen und kommt auf diese Weise mit zahlreichen Menschen in Kontakt, die kirchlichen Angeboten sonst sehr distanziert gegenüber stehen. Wir treffen Pastor Matthias Gienke und sein Team, als der Leib und Seele- Wagen auf dem Schulhof der städtischen Schule steht.

### *Film 2*

Und schließlich ein letztes Beispiel. Die Feuerwehr ist ein entscheidender Player in den Sozialsystemen unserer Dörfer und Kleinstädte. Das motiviert die Grevesmühlener Pastorin Fabienne Fronck dazu, selbst Feuerwehrfrau zu werden. Dadurch entsteht eine verblüffende gegenseitige Wahrnehmung: Die Pastorin staunt über den großen Zusammenhalt und den unbedingten Einsatzwillen der Kameradinnen und Kameraden. Diese wiederum erleben eine offenherzige und kommunikative Pastorin, die jetzt eine von ihnen ist und regelmäßig in tiefgehende Gespräche verwickelt wird.

### *Film 3*

Die drei Beispiele sollen eine hilfreiche Seite der verletzlichen Kirche aufzeigen: Sie ist eine Kirche auf Augenhöhe, ohne moralische Überlegenheitsattitüde, ohne spirituelle Arroganz, nahe bei den Menschen und ihren Sorgen, offen, über ihr Fundament Zeugnis abzulegen.

Erschütterungen, die wir gerade durchmachen, sind schmerzlich. Noch bis vor Kurzem geltende Narrative zerbröseln, wo uns schonungslos der Spiegel vorgehalten wird. Aber solche Erschütterungen tragen auch das Potenzial der Reform in sich: Als verletzliche Kirche sind wir Jesu Spuren näher und denen enger verbunden, die am Rand stehen.

Ich danke ihnen.